



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig [u.a.], 1883

Wanderung in den thüringischen Vorbergen.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30013



Wanderung in den thüringischen Vorbergen.

Der Hirsfelberg und seine Sagen. — Erfurt und sein Dom. — In den Erfurter Gemüse- und Blumengärten. — Arnstadt und die Gleichen. — Über die Hainleite nach Sondershausen. — Die Sachsenburg. — Der Kyffhäuser und die Goldene Aue.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Mensch der Kulturwelt zu seinem Bergnügen wohl aus den Vorbergen in das Gebirge, nicht aber aus dem Gebirge in die Vorberge zu wandern pflegt. Das Gebirge, zumal der Thüringer Wald, gewährt ununterbrochene Unterhaltung, während die Ebene — und die Vorberge sind der Anfang der Ebene — dem nichts gewährt, der sie nicht, sei es wissenschaftlich, sei es malerisch, aufzufassen, oder ihr aus dem eignen Geiste sozusagen ein Inneres zu leihen vermag. Im Waldgebirge empfangen wir nur; es ist eine Kontinuität von Eindrücken wie von großartigen Naturgebilden. In der Ebene, in den Vorbergen ist das anders, da herrscht nicht ein gleichmäßig erfüllter Raum, sondern die besondere Örtlichkeit kommt weit mehr zu ihrem Rechte. Stadt oder Dorf, Berg oder Hügel, Baum oder Busch ziehen die Aufmerksamkeit auf sich und erhalten um so größere Bedeutung, als die Umgebung gleichgültige Ebene, also nur der Grund ist, auf dem das Gebilde erscheint. Eine Ebene ohne diese Verschiedenartigkeit mit hervorragenden Punkten ist Steppe, und die haben wir hier nicht, am wenigsten in den thüringischen Vorbergen.

Tacitus sagt von unsern Altvorderen: „Colunt diversi ac discreti, ut fons, ut campus, ut nemus placet.“ Man sieht, die alten Germanen haben Sinn gehabt für diese anziehende Verschiedenartigkeit des Bodens, ja sie haben in ihr die Heimatfähigkeit des Landes erkannt und darum vorzugsweise nach ihr die Wohnsitz gewählt. Nun heißt es bei den Naturmenschen: Was den Menschen recht ist, ist den Göttern billig; die Götter werden nach dem Menschenbilde geschaffen und auch nach Menschenart gedacht und behandelt. So wohnen und weilen denn auch die Götter, ut fons, ut campus, ut nemus placet, und noch heutigen Tages bevölkert der Aberglaube dergleichen Örter im freien Raume vorzugsweise mit seinen Spukgestalten. Goethe läßt in seinen „Wahlverwandtschaften“ Mittler sagen: „Wir spielen mit Voraussetzungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.“ Wenden wir das auf den Raum an, wie wir es dürfen, so haben wir den Grund, warum bei uns Deutschen Sage und Aberglaube mehr auf der punktierten Ebene als im an und für sich „bedeutenden“ Waldgebirge ihr Wesen treiben. Jene kann es vertragen, ja sie bedarf es, daß da die göttliche Naturmacht als gegenwärtig und wirkend markiert wird, während diese im Waldgebirge sich jederzeit fühlbar macht.

Der Hörselberg und seine Sagen. Wenn man von der Wartburg aus der Fülle der Eindrücke hinübersieht auf den östlich vorliegenden Hörselberg, wie er sich fahl und grau an der thüringer Bahn dahinzieht, ist man nicht geneigt zu glauben, daß auch dieser reizlose Berg seinen inneren Reichtum, seinen Sagenschatz hat. Und doch ist es so, der Naturmythus hat ihn belebt, wie fast keinen andern Punkt des Thüringer Waldes.

In dem Berge ist eine Höhle, die, wie sie auch entstanden sein mag, dem Volke als Wohnort der Frau Holle galt. Frau Holle gehört zu den guten hilfreichen Gottheiten, die sich der guten Menschen gegen die bösen annehmen. Es war ja ursprünglich die segensbringende germanische Göttin der Ehe und Fruchtbarkeit. So kennen wir sie auch aus dem Märchen. Aber die Naturkräfte können mild und heftig, segensreich und verderblich auftreten. Ebenso die Naturgottheiten, die verkörperten Naturkräfte. So erscheint denn Frau Holle auch an der Spitze des wütenden Heeres, der wilden Jagd, die sonst von einer Männergestalt, in der man leicht den Wodan erkennt, angeführt wird. Vor Frau Holles Höhle, dem „Hörselloch“, sitzt der alte „treue Eckart“, der, wenn Frau Holle sich zum Sagen erhebt, dem Zuge warnend vorausschreitet.

Offenbar haben wir in Frau Holle eine „bergentrückte“ Gottheit vor uns, vielleicht die Freia. Bisweilen aber durchbricht sie mit entfesselter Naturkraft die Entrückung, die Verzauberung, und das ist denn ihre wilde Jagd. Es ist, als habe sich die Heidengöttin vor der Übermacht des Christentums oder der verfolgenden Priester in die Berghöhle geflüchtet. Auch der alte Barbarossa, mit dem eigentlich der gegen die päpstliche Übermacht kämpfende Kaiser Friedrich II. gemeint ist, muß verzaubert schlafen, bis die Raben, d. h. die Priester, abgezogen sind.

Aber auch innerhalb ihres Zauberberges hat man der Göttin keine Ruhe gelassen. Der mönchische Gedanke, daß das Weib die Verführerin von Anfang sei, ist ihr nachgefolgt und hat aus ihr die Frau Venus gemacht, die an sich

lockt, verführt und endlich ihre Opfer dem ewigen Verderben überliefert. Darauf gründet sich denn die bekannteste Sage, die von dem Hirsberg im Schwange geht, die Sage vom Tannhäuser, die für uns ebenso ergreifend wie merkwürdig ist, weil in ihr das gesunde Volksgemüt den mönchisch-priesterlichen Bann durchbricht, und weil dies nicht etwa nach der Seite des Heidentums, sondern nach der Seite der unendlichen göttlichen Gnade geschieht. Die Sage verdient es, daß die Dichtkunst sich mit ihr beschäftigt, und so haben denn in neuerer Zeit Richard Wagner, in neuester Julius Wolff den Schatz von Poesie, der in ihr liegt, zu heben gesucht. Ich werde sie nach dem Volksliede erzählen, das uns aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts auf einem fliegenden Blatte überliefert ist.

Der wackere Ritter Tannhäuser konnte der Begierde nicht widerstehen, die Wunder des Venusberges mit eignen Augen zu schauen. Ein Jahr lang hat er bei Frau Venus in unmännlicher Minne, in liebeleerer Wollust zugebracht, da packt ihn die Reue, und er bittet um Urlaub. Frau Venus will ihn nicht lassen, sie bietet ihm eine ihrer Gespielinnen, die sie als sinnverrückenden Hofstaats um sich hat, zu seinem beständigen Weibe an. Aber Tannhäuser denkt an kein Weib mehr als an Maria, die reine Magd, er will, er muß hinaus, es drängt ihn, seinen Frieden mit Gott zu machen. Frau Venus lockt ihn zu ihrem roten Mund, zum Minnespiel, des er sich so oft gefreut. Aber Tannhäuser hat sie als Teufelin erkannt, sagt ihr das, und als er dann ausruft:

„Maria Mutter, reine Maid,
Nun hilf mir von den Weiben!“

da vermag ihn auch Frau Venus nicht länger zu halten. Man bannt eben den Teufel und löst sich von ihm, indem man sich Gott anheimstellt. — Da schied Tannhäuser aus dem Berge und pilgerte nach Rom, denn wenn sonst auch nirgends, bei Papst Urban doch hofft er Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Offenen Herzens tritt er vor den heiligen Vater und beichtet ihm alle seine Sünden. Als der aber vernimmt, daß er ein Jahr lang im Venusberg gewesen ist, da weist er auf ein Stäblein hin, das er in der Hand hielt und das ganz dürr war, und spricht:

„So wenig das Stäblein grünen mag,
Kommst du zu Gottes Hulde.“

Da zog Tannhäuser wieder hinaus aus der heiligen Stadt in Jammer und in Leid und rief noch einmal die Jungfrau Maria an; es war zum Abschied, denn er war ja nun auf ewig von ihr getrennt. Und damit war die Schranke zwischen ihm und Frau Venus gefallen, er zog wieder in den Venusberg und diesmal für immer. Frau Venus empfing ihn mit Freuden; in Rom aber begab sich ein Wunder, am dritten Tage begann der Stab zu grünen. Der Papst sandte Boten in alle Welt, Tannhäuser zu suchen und ihm die Vergebung zu verkündigen, aber sie fanden ihn nicht; Tannhäuser war wieder in dem Venusberge, er hatte im Glauben an das Wort des Papstes seine Wahl getroffen, die Wahl des Verderbens, dem er doch schon verfallen schien.

„Drum muß der vierte Papst Urban
Auch ewig sein verloren.“

Ein andres Volkslied über denselben Gegenstand schließt mit der Moral:

„Drum soll kein Papst, kein Cardinal
Keinen Sünder nie verdammen;
Der Sünder, mag sein so groß er will,
Kann Gottes Gnad' erlangen.“

Es ist wunderbar, wie die Sage, die im Kampfe mit den christlich-kirchlichen Vorstellungen ihre höchste Schönheit empfängt, sich verschlechtert, sobald sie diesen Kampf aufgibt und ganz in christlichen Aberglauben versinkt. Da wird der Hörselberg zu einem Hörseelenberg; denn ein Getöse, das aus der Tiefe des Hörselloches herauftönen soll, wird für das Geseufze und Geächze der im Fegefeuer schmachtenden Seelen genommen. Da ist denn also das Hörselloch ein Eingang in die Hölle, wie das griechische und italische Heidentum gewisse Zugänge zur Unterwelt kannte.

Chroniken erzählen — das Volk weiß nichts davon, und sogar der Herr Professor Philippi in seinem Abriss einer gründlich gefaßten thüringischen Historie sagt dazu, hiermit gebe er den Herren Kritikern was zu raten auf, was er nicht herausbringen könne. Also Chroniken erzählen:

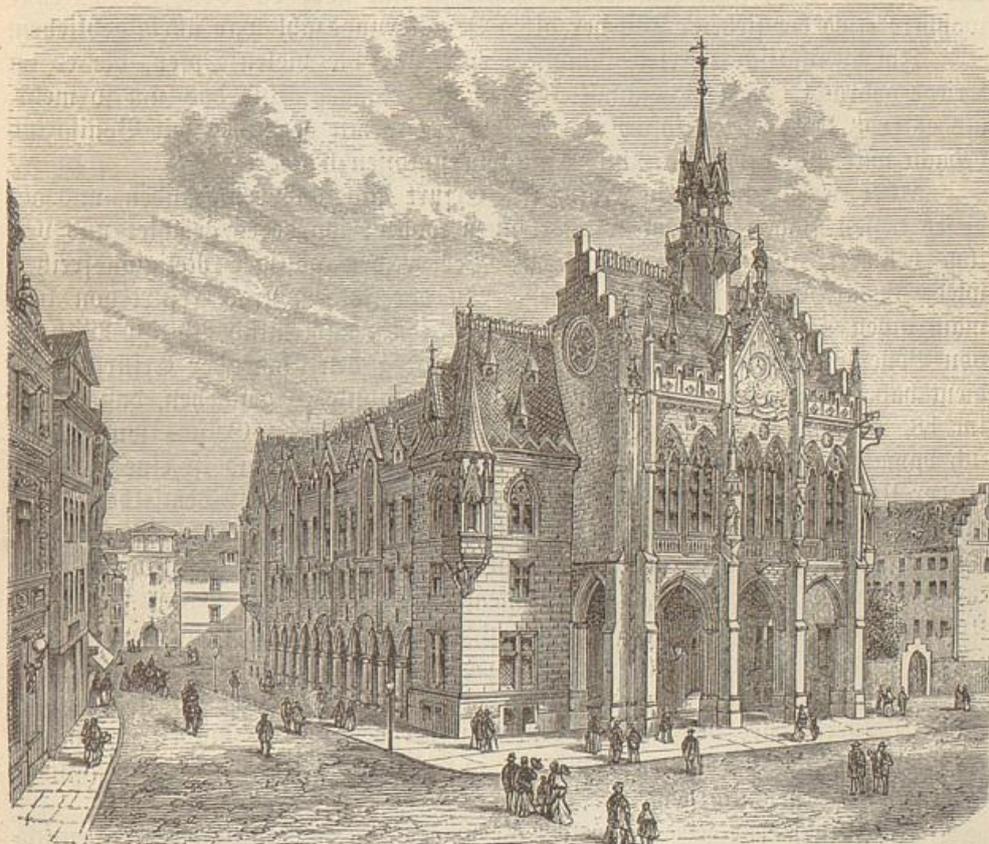
„Die Königin Keinswigis von England hatte ihren Gemahl verloren, that aber auch an dem Verstorbenen Treue und Wohlthat, indem sie ihn durch Milde gegen die Armen und durch Seelmessen, die sie lesen ließ, aus dem Fegefeuer zu erlösen trachtete. Da kam des Nachts eine Stimme zu ihr und sprach, ihres Mannes Seele litte die Qualen des Fegefeuers in einem Berge bei Eisenach. Und die Königin zog nach Thüringen, fand den Berg und hörte auch das jämmerliche Geschrei der gequälten Seelen, auch wohl der Teufel aus der Tiefe dringen, darum die Umwohner den Berg den Hörseelenberg nannten. Unter dem Berge baute die Königin eine kleine Kirche und ein Dorf dabei, das sie Satans Stätte nannte, jetzt aber heißt es Sättelstädt. In dieser Kirche betete die Königin mit ihren Jungfrauen für die Seele des Gatten und that Wohlthat und gute Werke bis an ihr Ende. Sterbend ließ sie ihren Jungfrauen viel Geld und Gut, und sie zogen nach Eisenach in St. Nikolaus' Kloster zur Landgräfin Adelheid und wohnten da etliche Jahre.“

Zur Sage zu heimatlos, zum Märchen zu arm an Poesie, scheint das die tendenziöse Erfindung eines Mönchs zu sein.

Erfurt und sein Dom. Etwa in der Mitte zwischen dem Seeberg bei Gotha und dem Ettersberg bei Weimar liegt Erfurt, man könnte sagen ohne Berg, wenn es nicht an seiner Südseite den Steiger hätte, der ihm gegeben zu sein scheint, damit man von seiner Höhe die interessante alte Stadt und das sie umgebende Gartenland angenehm übersehen könne. Die Stadt liegt mit ihrem Kerne eingeschmiegt in den gekrümmten Arm der wilden Gera, während ein anderer Arm der Gera in ähnlicher Krümmung sie etwa in der Mitte durchfließt. Auch die Hauptader des städtischen Verkehrs, der Anger und als seine Fortsetzung die Johannisstraße, hält sich dem Flußlauf parallel, indem sie im Bogen die Stadt ihrer Länge nach durchzieht und zur Verbindung der östlichen und der westlichen Seite zahlreiche Querstraßen entsendet. Es sieht aus, als hätte die Stadt sich um ihr höchstes Kleinod, ihren Dom, schützend herumlegen wollen, sei aber in dieser Bewegung gehemmt durch den Petersberg, der freilich als Citadelle für den Schutz gegen Westen ausreichen mochte. Ob nunmehr, seit Erfurt aufgehört hat, eine Festung zu sein, die Stadt den Petersberg über- und so den Dom umwachsen wird, das wird erst die Zukunft lehren. Gegen Südwesten hat Erfurt noch eine zweite Citadelle, die Cyriaksburg. Jede von beiden Citadellen hat ein Kloster von seiner Stelle gedrängt; die Namen erinnern noch

daran. In diesem Wechsel kündigt sich uns im großen und ganzen die Geschichte Erfurts an. Erst hat geistliches Regiment es verhindert, Reichsstadt zu werden, dann hat die Bestimmung zur Festung, und zwar zur Festung ersten Ranges, dem Wachstum der Stadt seine Grenze gesetzt.

Schon Bonifazius fand Erfurt als Stadt vor und gründete in dieser ein Bistum, das aber später vom Bistum Mainz verschlungen wurde. Dadurch geriet Erfurt in eine Abhängigkeit, die es zum Unwillen reizte und wenn auch nicht sein äußeres Wachstum, so doch sein Selbstgefühl kränkte oder niederdrückte.



Rathaus in Erfurt.

Erfurt war wie dazu geschaffen, der Mittelpunkt des thüringer Landes und Lebens zu sein; nun war es eine bischöflich mainzische Stadt und konnte höchstens den mainzischen Anforderungen und Ansprüchen sich mit mehr Nachdruck widersetzen, als es die schwächeren Orte Thüringens doch eben auch thaten.

Allerdings groß und reich ist Erfurt unter oder, soll ich sagen, trotz des Mainzer Krummstabs geworden. Man spricht von 30 000 geharnischten Rittern und Knappen, die es Rudolf von Habsburg zur Verfügung gestellt hätte, als er gegen das Ende seiner Laufbahn nach Erfurt kam und dann zur Sicherung des Landfriedens die Burgen der räuberischen Ritter brach. Seine höchste Blüte aber und auch seine größte Bedeutung hat Erfurt erst am Ende des Mittelalters erreicht. Der neu erwachte wissenschaftliche Geist drängte zur

Stiftung von Universitäten. Auch Erfurt wurde eine solche (Genehmigung des Papstes Clemens VII. 1378, Eröffnung 1392), und die Universität zu Erfurt genoß eines solchen Ansehens, daß Luther, der sie ja kennen mußte, sagen konnte, die andern seien dagegen wie Schützen Schulen gewesen. Schützen hießen bis in jene Zeit die angehenden oder auch die fahrenden Schüler. Eine Spur von dieser Bedeutung hat sich in ABC-Schütz erhalten. Noch in die 30 Jahre des furchtbaren deutschen Krieges trat Erfurt als blühende, mächtige Stadt ein. Sie war die Lieblingsstadt Gustav Adolfs, der ihrem Schutze seine Gemahlin anvertraute. Aber nach dem Kriege zählte sie nur noch 13000—14000 Einwohner; etwa der siebente Teil der alten Bevölkerungszahl war übrig geblieben.

Im Westfälischen Frieden hoffte Erfurt für die vielen Opfer, die es im Kriege gebracht, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, und das um so mehr, als es trotz der vielen Klöster und Pfarrkirchen, mit denen es seit Bonifazius bedacht war, sich der Reformation nicht verschlossen hatte.

Aber der Kurfürst von Mainz ließ Erfurt nicht aus den Händen, und als dieses dessen Hoheit nicht mehr anerkennen wollte, wurde es geächtet und von ihm belagert, bis es ihn gegen das Versprechen völliger Religionsfreiheit wiederum als Gebieter einziehen ließ. In der Folge wurde Erfurt von kurmainzischen Statthaltern verwaltet, von denen sich namentlich Philipp Wilhelm von Böhmburg und Karl Theodor von Dalberg den Dank der Erfurter verdient haben. Bei dieser unabhängigeren Lage konnte es geschehen, daß Erfurt im 18. Jahrhundert eine rechte Pflegestätte des freieren Geistes wurde, der sich damals in Kunst und Wissenschaft regte. Selbst Wieland ist eine Zeitlang an der Universität Erfurt Professor gewesen; er wurde aber in demselben Jahre nach Weimar berufen, in welchem Dalberg die Statthaltertschaft übernahm (1772). Dalberg aber hat sich geradezu berühmt gemacht durch seine ebenso vornehme als freisinnige Denkweise und durch offenes Ohr und offene Hand, die er für strebende Talente hatte. Und Erfurt hat an diesem Ruhme teilgenommen: die Stadt hatte wiederum hauptsächlich durch ihre Universität eine allgemeinere Bedeutung gewonnen. In dieser Zeit berührte sich der Kreis, dessen Mittelpunkt Dalberg war, vielfach mit dem weimarischen und jenaischen Gelehrtenkreise; und wenn dieser jenen allmählich in Schatten stellte, so ist es wenigstens nicht Dalbergs Schuld gewesen.

Als infolge der Kriege, welche die französische Revolution über Deutschland, nein, über Europa brachte, das Deutsche Reich seinem Ende zuwankte, wurde Mainz im Frieden von Luneville 1801 an Frankreich abgetreten. Der letzte Kurfürst von Mainz erlebte es noch, starb aber 1802, ehe die Entschädigung, welche ihm der Reichsdeputationshauptschluß zubilligte, perfekt geworden war. Diese Entschädigung war mit einem Tausch verbunden, durch welchen Erfurt an Preußen kam. Dalberg verließ Erfurt und wurde unter dem Titel Kurzerzkanzler der Nachfolger der Mainzer Kurfürsten; seine Residenz wurde Regensburg.

Preußen erfreute sich seines neuen Besitzes nicht lange. Im Oktober 1806 mußte es Erfurt an Napoleon abtreten, der daselbst 1808 den berühmten Kongreß hielt und von dort, nachdem er sich der friedlichen Gesinnung des Kaisers Alexander von Rußland versichert hatte, nach Spanien abging. Der spanische Krieg ist der erste, den Napoleon nicht zu bewältigen vermochte, und so bezeichnet dieser Kongreß zu Erfurt gewissermaßen den Höhe- und Wendepunkt seiner Laufbahn.



Der Dom zu Erfurt.

Nach der Schlacht bei Leipzig blieb Erfurt noch von den Franzosen besetzt, bis es die Preußen durch Belagerung und Bombardement zurückgewannen (Anfang 1814). Durch dieses Bombardement hat Erfurt das prächtige Peterskloster verloren, aber einen Platz gewonnen, der zu den größten in Deutschland gezählt wird, den Friedrich-Wilhelmsplatz. Zweihundert Häuser, welche am Fuß des Petersberges lagen, wurden nach dem Bombardement nicht wieder aufgebaut und dadurch dem dort bereits vorhandenen Platze eine Größe gegeben, die sowohl zum Exercieren der Truppen als auch zur Abhaltung der Märkte ausreicht.

Im Jahre 1816 wurde die bereits fast eingeschlafene Universität aufgehoben und aus ihren Mitteln ein Gymnasium nebst andern Bildungsanstalten gestiftet. Aber auch ohne Universität hat sich Erfurt unter preussischer Herrschaft sehr gehoben, nicht sowohl weil es Hauptstadt eines Regierungsbezirkes ist, sondern weil es von außen wie im Innern Frieden gehabt hat, und die Sicherheit, unter welcher die der Stadt von jeher eigne Betriebsamkeit ihre Früchte bringen konnte.

In den Erfurter Gemüse- und Blumengärten. Erfurt liegt an der Hauptstraße, die Mittelrhein und Mittelelbe verband. Später, zur Zeit der Hansa, wurde diese noch gekreuzt von der Verkehrsstraße zwischen Nürnberg und den norddeutschen Hansastädten. So war Erfurt schon durch seine Straßen zum Handel bestimmt. Aber Erfurt hat auch stets den Schatz zu heben gewußt, den es in dem äußerst fruchtbaren Boden seines Gebietes besaß. Lange Zeit ist es die Hauptstelle für Waidbau und Waidhandel gewesen. Daneben wurden andre Handelsgewächse gebaut und vertrieben. Als dann der Indigo den Waid verdrängte, trat eine großartige Gärtnerei an die Stelle des Waidbaues. Gemüse und Blumen, Gurken und Rosen, Brunnenkresse und Sämereien, es wird alles in Massen gezogen, und die Weite und Breite, in welcher Erfurt den Markt beherrscht, bürgt für die Güte der Erzeugnisse. Und wie der Ackerbau, so hat sich in Erfurt auch die Gärtnerei mit Industrie verbunden. Die schönsten Kränze und Sträuße wurden schon längst aus Erfurt bezogen; in neuerer Zeit aber hat man sich auch auf das Trocknen und Färben der Blumen gelegt und vermag nun Blumengebilde herzustellen, die nie trocken werden, weil sie es schon sind, die aber in ihrer naturwahren Farbenpracht wie frische aussehen, bis man sie mit den Händen berührt. Es scheint unglaublich, aber es wird versichert, daß jährlich viele hundert Zentner dieser getrockneten Ware ins Ausland versendet werden. Das ist für die Diners der reichen Leute. Aber wenn wir hier im Lande durch ein Gebirgsdorf gehen und aus dem Fenster des armen Mannes nicht uns eine Levkoje, eine Fuchsia, eine Aster entgegen — die stammen ja auch alle aus dem Haupt- und Vorort unsrer Gartenkultur, aus Erfurt. Als den hochverdienten Begründer dieser Gartenkultur hat Erfurt den Ratsmeister Johann Christian Reichardt (gest. 1774) anerkannt, indem es ihm im Jahre 1867 am Anfange des Dalbergweges ein Denkmal setzte.

Es ist eine erfreuliche Betrachtung, daß Erfurt nach allen schweren Leiden, die es seit dem Ausgange des Mittelalters zu erdulden gehabt hat, nunmehr wieder als die in ihren Blumen blühende Stadt vor uns steht. In der Stadt selbst gibt es nur eins, was mit den Erfurter Blumen um unser Interesse wetteifern kann, das ist der Dom, der seit dem 13. und 14. Jahrhundert — denn im ersteren ist er begonnen, im andern vollendet — alle Schicksale der

Stadt mit angeschaut hat und doch so herrlich dasteht wie am ersten Tag. Am mächtigsten wirkt er auf den Beschauer beim Eintritt in das Innere. Die Größe des Raumes, die Höhe der Wölbung und die wunderbare Farbenpracht der Fenster erregen in uns diese Verwirrung, an der wir die Nähe des Erhabenen spüren. Ob nicht Goethe an den Erfurter Dom gedacht haben mag, als er die Verse schrieb:

„Schaut man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle;
Da ist's auf einmal farbig helle u. s. w.“

Eine Beschreibung im einzelnen darf ich an dieser Stelle mir und dem Leser erlassen. Ich verweise auf die Illustration, die auch nur wenig geben, aber immerhin mehr Anschauung gewähren kann als eine Beschreibung. Nur das bemerke ich noch, daß der Platz, auf dem der Dom steht, schon von Bonifazius geweiht war, der dort eine kleine Kirche erbaut hatte, die aber nach einigen Jahrhunderten zerfiel; und ferner, daß auf dem Turm des Domes sich die „große Glocke“ befindet, die als das Wahrzeichen Erfurts gilt. Sie heißt Maria gloriosa, aber die Erfurter nennen sie noch gern mit dem Namen ihrer Vorgängerin, der im Jahre 1251 geschmolzenen Susanne.

Der Dom ist dem katholischen Gottesdienste verblieben, obwohl die sehr große Mehrzahl der Einwohner evangelisch ist. Aber an der Schönheit des Domes darf sich auch der Andersgläubige erbauen, und wer seine Andacht befriedigen will, muß dazu nicht gerade einen Dom nötig haben.

Arnstadt ist für Erfurt sozusagen der Schlüssel des Gebirges. Die Gera und Eisenbahn verbinden beide Städte und führen von Arnstadt aus durch den freundlichen Plaueschen Grund tiefer ins Gebirge hinein. In Plaue freilich muß man sich entscheiden, ob man weiter fahren will nach Elgersburg und Ilmenau, oder ob man im Gerathal — wir empfehlen besonders das Thal der wilden Gera — rüstig aufsteigen will zur Schmücke und zum Schneekopf. Das ist die Gebirgsseite von Arnstadt; aber die vorliegende Ebene steht ihr nicht nach, denn sie ist, wenn ich meinen obigen Ausdruck wiederholen darf, höchst interessant punktiert durch die sogenannten drei Gleichen.

Arnstadt selbst ist die Hauptstadt der oberen Herrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen und außerdem ein besuchtes Soolbad. Als solches hat Arnstadt in neuerer Zeit einen unverkennbaren Aufschwung genommen und den alten Kern der Stadt namentlich nach dem Plaueschen Grunde hin und auf der hohen Bleiche mit villenartigen Gebäuden durchbrochen. Die Industrie der Stadt ist im wesentlichen eine Verwertung der Bodenkraft des Stadtgebietes und eine Verarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der anliegenden fruchtbaren Ebene. Die Gartenkultur erinnert an Erfurt. Wurst und andre Fleischwaren erinnern an Gotha, nach welcher Stadt ja die exportierten thüringer Würste meistens genannt werden. Thüringen ist überhaupt ein schweinereiches Land und ist es wohl infolge seiner Eichenwälder und Eichelmast schon in ältester Zeit gewesen. König Heinrich I. gewann sich die Zustimmung der Thüringer zu seiner Wahl durch Erlass eines Schweinetrübts, den das Land seit seiner

Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft durch Theoderich I. von Aufrasien, welcher Hermansfried besiegte, also seit dem ersten Viertel des sechsten Jahrhunderts, hatte zahlen müssen.

Mühlen, Brauereien, Gerbereien, Schuh- und besonders Handschuhfabriken — überall ist ein unmittelbarer oder wenigstens mittelbarer Zusammenhang mit der Landwirtschaft zu erkennen, und das macht Arnstadt trotz des nahen Erfurt zu dem Mittelpunkt seiner Umgegend und gibt ihm eine erfreuliche, auf sich beruhende Selbständigkeit.

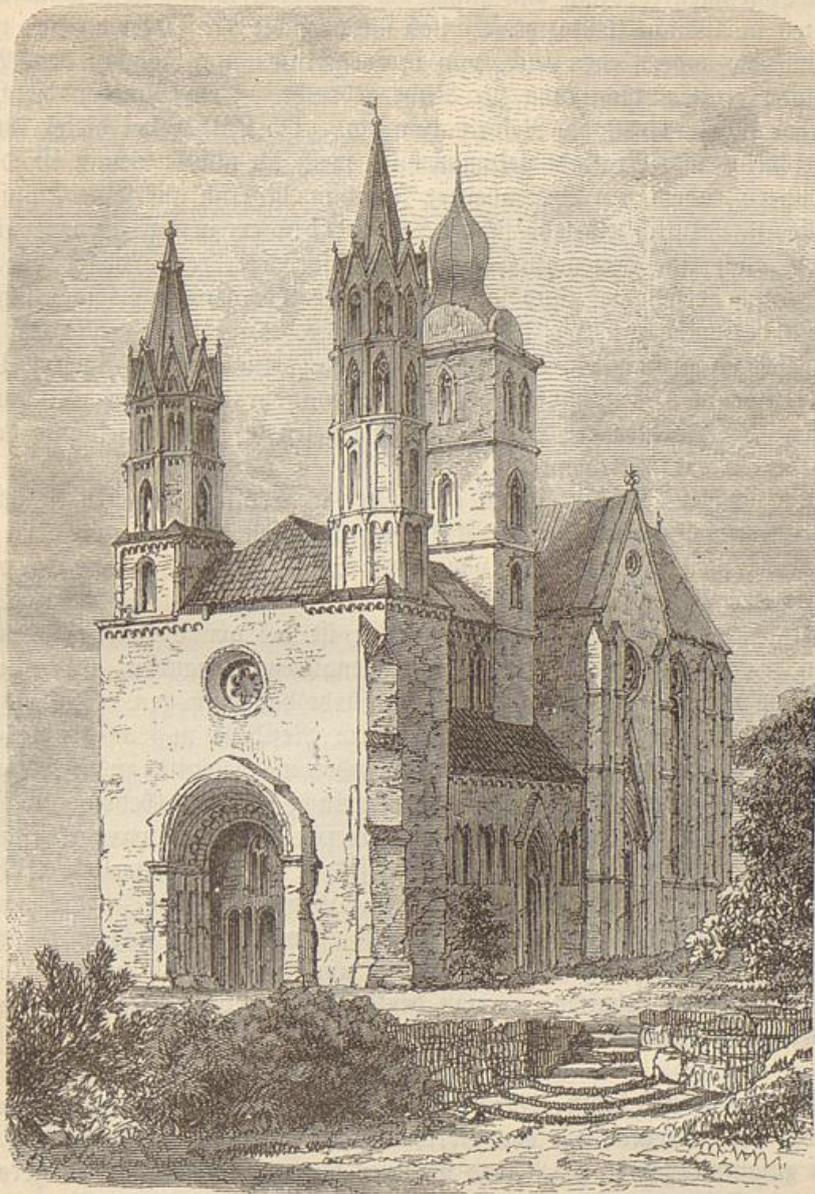
Freilich hat Arnstadt glänzendere Zeiten gehabt. Wenn ich wieder nach meiner Art auf diese Vergangenheit hinweise, möchte ich mich zur Entschuldigung auf Ciceros Wort berufen, daß, wer nichts von dem weiß, was vor seiner Geburt geschehen ist, immer ein Kind bleibt. In der That ist es des Mannes würdig, in dem Gegenwärtigen auch das Vergangene, in dem Gewordenen auch das Werden zu sehen.

Daß Arnstadt sehr alt ist, gibt jeder zu, nicht aber, daß es um die Zeit des Hunnensturmes von König Merobig gegründet sei. Gewiß ist, daß es schon im Anfang des 8. Jahrhunderts (704) unter geistliche Herrschaft kam, zuerst von dem Bischof Willibrord von Utrecht, dem es Herzog Heden als Belohnung oder als Stützpunkt für seine Missionsbestrebungen in Thüringen schenkte, später von dem Abt von Hersfeld regiert wurde. Unter dem Hersfelder Krummstab scheint Arnstadt seine große Zeit gehabt zu haben. Denn schon 954, als Otto der Große hier eine Fürstenversammlung veranstaltete, um seinen natürlichen Sohn Wilhelm zum Erzbischof von Mainz und zugleich zum Statthalter über Thüringen einzusetzen, scheint Arnstadt hersfeldisch gewesen zu sein. Das war die Zeit, als Kaiser Otto der Große das Reich durch die Empörung seines Sohnes Rudolf, der die Ungarn gerufen hatte, und durch die Untreue des bösen Erzbischofs Friedrich von Mainz in große Gefahr gebracht sah. Der Tod des letztern im Jahre 954 gab Erleichterung und zugleich Veranlassung zu der Arnstädter Versammlung. Rudolf verzagte nun, kam reuig zu seinem Vater bei Saufeld an der Elm und erhielt Verzeihung.

Ähnlich wurde Arnstadt im Jahre 1198 der Sammelplatz der thüringischen und sächsischen Anhänger des Hohenstaufenhauses, welche hier die nach dem unerwarteten Tode Heinrichs VI. zu ergreifenden Maßregeln berieten. Philipp von Schwaben wünschte als Vormund seines Neffen, des bereits zum König gewählten Friedrich II., anerkannt zu werden. Aber die thüringischen und sächsischen Großen meinten, ein Vormund würde der welfischen Partei nicht die Spitze bieten können, und bestimmten Philipp, sich selbst zum Könige wählen zu lassen, was demnächst in Mühlhausen in Thüringen geschah. Andre verlegen jene Verhandlungen statt nach Arnstadt in das nahegelegene Zschershausen, was der geschichtlichen Wahrhaftigkeit zuliebe hier wenigstens erwähnt werden soll. Es geschah dies zur Zeit Landgraf Hermanns, der jener Versammlung nicht beiwohnte, weil er von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande noch nicht zurückgekehrt war, bald aber offen zu Otto IV. übertrat, dem erwählten Kaiser der Welfenpartei.

Im Jahre 1279 extropten sich die Grafen von Rebernburg, die von Otto dem Großen die Hälfte des Arnstädter Gebietes geschenkt erhalten hatten, vom Kloster Hersfeld das Schutzrecht über die Stadt und machten sie zu ihrer Residenz. Aber schon im Anfang des 14. Jahrhunderts verkauften die Erben

von Graf Günther VIII. — es waren seine zwei Schwiegersöhne, die Grafen Otto von Orlamünde und Heinrich von Honstein — ihren Anteil an die den Hebernburgern verwandten Schwarzburger Grafen.



Die Liebfrauenkirche zu Arnstadt.

Von ihnen nahm Graf Heinrich im Jahre 1322 Arnstadt zur Residenz und wußte denn auch bald den Hersfelder Anteil an der Stadt käuflich zu erwerben. — Der tapfere Graf Günther, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts sich von der Wittelsbachschen Partei als deutschen König aufstellen ließ und bald das Opfer einer ränkevollen Politik wurde, hat hier residirt und von hier aus an dem thüringischen Grafenkrieg einen rühmlichen Anteil genommen.

Von der Reformation haben die Arnstädter früher Heimsuchung als Segen gehabt. Ihr Graf, Günther XXVIII., haßte die Glaubensneuerung und duldete die Einführung derselben nicht. Als aber im Jahre 1525 der Bauernaufbruch auch in Thüringen losbrach und außer der Glaubensfreiheit noch manche andre Freiheiten in Aussicht stellte, da schlossen sich auch die Arnstädter an und wurden dann, wie die andern eben auch, von ihrem Grafen und Johann dem Beständigen unter ernster Züchtigung zur Ruhe gebracht. Erst Günthers Sohn und Nachfolger führte 1533 die Reformation ein. Ob Luther bei dieser Gelegenheit persönlich nach Arnstadt gekommen ist, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß der erste Superintendent, ein Wittenberger Joachim Mörlin, auf seine Empfehlung angestellt ist. Durch eifernde Reden, in welchen er zu der Erneuerung des Glaubens auch eine Erneuerung des Lebens forderte, reizte dieser die in der Stadt herrschende Partei, und so fand er eines Morgens vor seiner Thür ein paar Wanderschuhe mit der Überschrift: Surge et ambula. Mörlin schrieb unter dieses Epigramm ein andres, das lautete: Hic mos est horum, Undant in sine laborum. Ein hübsches Pröbchen von der damaligen Mischung der Sprachen: die Sprache der Humanisten, die gelehrte Sprache, konnte doch der Muttersprache nicht entraten.

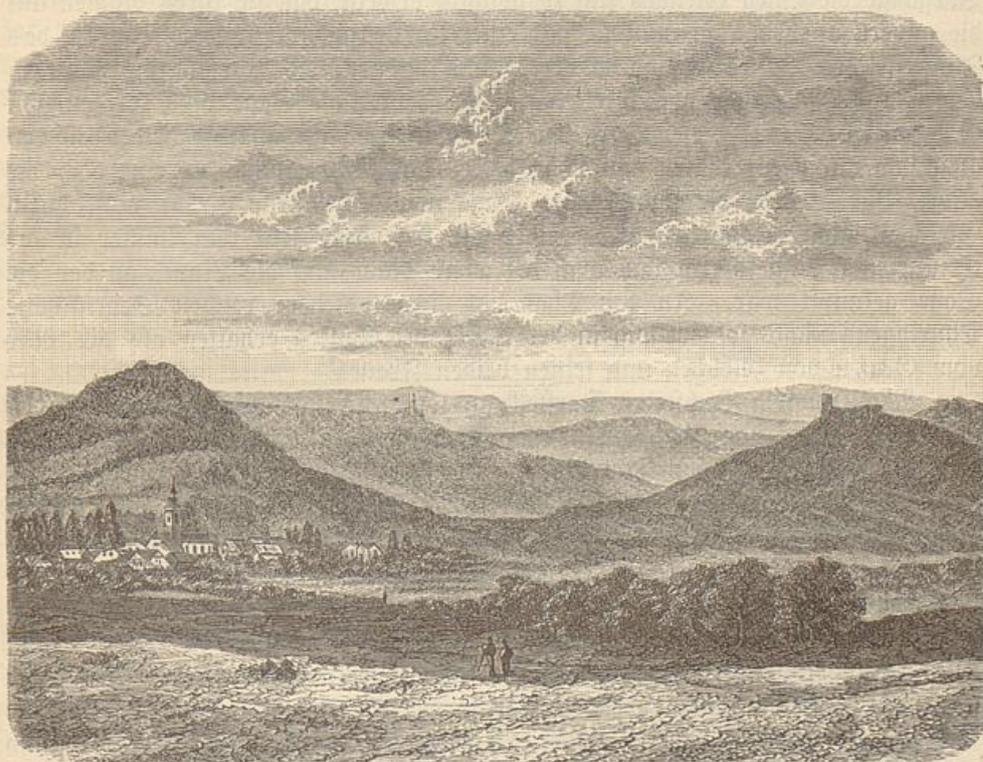
Daß übrigens Luther einmal oder öfter in Arnstadt gewesen ist, läßt sich von vornherein annehmen. Die Arnstädter beweisen es aber auch gern damit, daß sie behaupten, Luther habe von ihrer Stadt gesagt, sie läge da wie die Krebsse in der Petersilie.

Und das wird schon so gewesen sein; ist die grüne Petersilie doch noch heute in den umgebenden Gärten und Lindenalleen vorhanden, wenn auch die roten Ziegeldächer inzwischen sich mehr entfärbt haben mögen. Ja, als 1716 Arnstadt an Sonderhausen fiel und aufhörte, Residenz zu sein, drohte es dem Fernerstehenden in diesem Grün zu verschwinden und lediglich zu einer Landstadt zu werden, die ihren Beruf in der Vermittelung zwischen Gebirge und Ebene erfüllte. Eine allgemeinere Bedeutung hat für die Gegenwart Arnstadt erst wieder durch sein Bad erhalten. Durch dieses ist die mittelalterliche Architektur der Stadt — man denke vor allem an die Liebfrauenkirche — die einst auch einen Willibald Alexis an Arnstadt fesselte, durch dieses sind überhaupt die geschichtlichen Erinnerungen, welche in und um Arnstadt sich zum Teil an verwitternden Spuren erhalten — man denke an die Keubernburg — wieder weiteren Kreisen erschlossen.

Die drei Gleichen. Wer die thüringer Bahn entlang gefahren ist, kennt die drei Burgen, die der Volksmund unerklärlicherweise in den einen Namen zusammengefaßt hat. Und wäre er hundertmal des Weges gekommen, er schaut doch immer wieder gern hinaus auf dies merkwürdige Burgendreieck. Auch die thüringische Volksfrage hat nicht gleichgültig vorübergehen können, sondern hat eine ihrer bekanntesten Blüten auf die Burg Gleichen niedergelegt. Das ist die Burg, welche ziemlich genau in der Mitte zwischen Gotha und Arnstadt bei dem preußischen Dorfe Wandersleben auf einem einzeln stehenden Berge liegt. Sie wird zuerst genannt bei Gelegenheit der unglückseligen innern Kriege, in die Kaiser Heinrich IV. am Ende des 11. Jahrhunderts geriet. Der damalige Besitzer der Burg war Markgraf Ekbert II., der, als er hier von

Heinrich belagert wurde, das Glück hatte, wenn das ein Glück sein kann, seinen Kaiser in die Flucht zu schlagen. Eberts Erbe, der Pfalzgraf Wilhelm bei Rhein, schenkte die Burg dem Erzbischof Adalbert von Mainz, und dieser gab sie den Grafen von Tonna zu Lehen, von denen Erwin II. als derjenige bezeichnet wird, welcher sich zuerst Graf von Gleichen nannte.

Etwas eine Stunde weiter nach Süden liegt auf einem Bergrücken über dem preussischen Dorfe Mühlberg das Mühlberger Schloß, auf das in neuester Zeit ein Strahl der Dichtung gefallen ist, der es weithin bekannt gemacht hat. Es ist das „Nest der Zaunkönige“ aus Freytags Romanchklus „Die Ahnen“.



Die drei Gleichen.

Östlich von hier und in etwa gleichweiter Entfernung von beiden vorgenannten Burgen liegt die Wachsenburg auf einem freistehenden, ziemlich fahlen Bergkegel, der die ganze Ebene beherrscht. Die Wachsenburg hat vor ihren Schwestern den Vorzug, noch wohlerhalten und auch bewohnt zu sein. Erbaut ist sie etwa um das Jahr 933 vom Abte von Hersfeld zum Schutze der umliegenden hersfeldischen Besitzungen. Das bedeutendste geschichtliche Ereignis, auf das die Wachsenburg zurückblicken kann, ist die Belagerung, die es im Jahre 1452 durch die Erfurter erlitten hat. Pfandinhaber der Burg war damals Apel von Bixthum, der nach dem Ende des sächsischen Bruderkrieges seiner Güter verlustig erklärt war, aber das Seinige mit heillosener Energie festzuhalten trachtete. Da beauftragte Herzog Wilhelm die Erfurter mit der Belagerung, die denn auch durch Kanonen und Minen der Feste Meister wurden. Zwei Erfurter Kugeln sieht man noch heute zum Denkzeichen im innern Hofe eingemauert.

Was aber bedeutet die Zusammenfassung der oben im einzelnen vorgeführten drei Schlösser in den Gesamtnamen der drei Gleichen?

Geschichtlich ist dieselbe durch nichts zu rechtfertigen: die drei Schlösser sind nie zusammen gewesen unter der Herrschaft der Grafen von Gleichen. In Bau und Lage haben sie allerdings etwas Gleichartiges, was verleiten kann, sie als zusammengehörig zu betrachten, aber warum mußte der Name Gleichen auf alle drei übertragen werden? Daß die Vorstellung der einen ohne weiteres die Vorstellung der beiden andern Burgen hervorruft, darf uns bei ihrer Lage und Gleichartigkeit nicht Wunder nehmen; wenn aber bei diesem psychologischen Vorgange die Burg Gleichen sich so mächtig erweist, daß sie ihren Namen auf die andern ausdehnt, so muß sie mit einer Vorstellung verbunden sein, die das Interesse des Volkes besonders erregt und dadurch die Vorstellung von den beiden andern Burgen verdunkelt hat. Ich denke, die Sage vom Grafen von Gleichen ist es, was dieser Burg den Vorrang verschafft und die beiden andern gleichsam an ihren Namen annektiert hat. Das Volk mochte die eine oder die andre Burg sehen, die wunderbare Sage von dem durch Liebe, nicht durch Gleichgültigkeit erfochtenen Siege über die Eifersucht trat ihm immer in die Erinnerung, und so trat ihm auch der eine Name auf die Lippe, an den die Sage geknüpft war. In der That hat sich aus dem reichen Sagenschatz Thüringens nichts so lebendig in der Seele des Volkes erhalten als die Mär vom Grafen von Gleichen und seinen beiden Frauen.

Nach Ludwig Bechsteins Darstellung lautet sie: „Ludwig (andre nennen ihn Ernst), Graf von Gleichen, nahm teil an dem Kreuzzuge, dem sich Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, unter dem Banner Kaiser Friedrichs II. angeschlossen hatte. Graf Ludwig war am thüringer Landgrafenhofe ritterlich erzogen worden und soll mit einer Gräfin Drlamünde vermählt gewesen sein, die ihm zwei Kinder geboren. Nachdem Landgraf Ludwig seinen frommen Eifer mit dem Tode gebüßt, folgte Graf Ludwig dem Kaiser nach Acon und blieb zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück, nachdem der Kaiser sich bereits zur Rückkehr eingeschifft hatte. Bei einem Ausfalle oder Streifzuge gegen die Ptolemais umlagernden Sarazenen geriet der deutsche Graf in die Gefangenschaft der Araber, wurde an den Sultan Agyptens verkauft und nach Elfair gebracht. Dort mußte der Graf harte Sklavenarbeit verrichten und schmachtete neun Jahre in der Gefangenschaft, bis die Tochter des Sultans, welcher Melech-Sela hieß, das ist König des Heiles oder Friedens, lebhaft von ihm eingenommen wurde, beim Ergehen im Garten ihm aufmunternd begegnete und ihm endlich aus großer Liebe antrug, mit ihm zu entfliehen, wenn er sie zum Weibe nehmen wolle. Graf Ludwig von Gleichen war aufrichtig genug, der schönen Sarazenin seinen Stand und seine Herkunft zu entdecken und ihr zu sagen, daß er bereits in seiner fernen Heimat eine Frau und zwei Kinder habe. Daran fand nun die sarazenische Jungfrau gar keinen Anstoß, da der mohammedanische Glaube jedem Manne gestattet, so viele Frauen zu nehmen als er ernähren kann. Und die Liebe der Jungfrau, die Hoffnung auf Befreiung und vielleicht die eigne Neigung bezwangen den Grafen, und er gab endlich der Sultanstochter das Versprechen, sich mit ihr ehelich zu verbinden, wenn sie ihm Freiheit verschaffen und ihm folgen wolle. Die Liebe der Jungfrau wußte alle Schwierigkeiten, die dem

Fluchtplane sich entgegenstellten, zu überwinden, und mit ihren besten Schätzen versehen, entflohen sie auf einem Schiffe und kamen nach sechswöchentlicher Fahrt zu Venedig an. In Venedig fand der Graf seinen liebsten und vertrautesten Diener, der ihn in allen damals bekannten drei Welttheilen gesucht hatte, und erfuhr von ihm, daß daheim noch alles gut stehe und seine Gemahlin nebst seinem Kinderpaar noch lebe. Auf diese Nachricht reiste Graf Ludwig ohne Verzug nach Rom, allwo Gregor IX., den man den Großen nannte, auf dem päpstlichen Stuhle saß, und teilte dem Papst sein ganzes Schicksal und alle seine Erlebnisse mit. Der Papst begnadigte den Grafen mit stattlichen Gaben, heiligte die sarazenische Jungfrau durch das Sakrament der heiligen Taufe und gab dem Grafen kräftige Empfehlungsbriefe an den Kaiser, worauf derselbe mit den Seinen von Rom aus durch Italien zurück und über die Alpen durch Bayern und Franken den nächsten Weg nach Thüringen einschlug; und als er noch zwei Tagereisen vom Schloß Gleichen entfernt war, reiste er der Sarazenin voraus, kam zu Weib und Kindern und wurde auf das freudigste von seiner Gemahlin wieder erkannt und willkommen geheißen. Der Graf teilte nun seiner Hausfrau alles mit, was und wie es sich begeben, und daß er ohne die Hilfe der Sarazenenjungfrau aus königlichem Stamme nimmermehr die Seinen und sein Land würde wiedergesehen haben, und bewegte sein Weib zu Dank und Liebe gegen die Fremde. Wie diese letztere sich nun Burg Gleichen näherte, zog der Graf mit seiner Gemahlin und seinen zahlreichen Freunden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, ihn glückwünschend wieder zu begrüßen, ihr mit großem Festgepränge entgegen, holte sie feierlich ein und führte sie wie im Triumph in die Burg. Die Stätte der ersten Begegnung am Bergesfuße, an welchem beide Frauen sich schvesterlich umarmten und küßten, wurde alsbald „Freudenthal“ genannt, und der längst verwahrloste, jetzt schnell hergestellte Weg zur Burg hinan hieß fortan der „Türkenweg“.

Jederzeit hat die Gräfin von Gleichen die Sarazenin als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, und letztere hat diese Liebe durch Demut und Freundlichkeit vergolten. Niemals ist gehört worden, daß irgend ein Mißverständnis oder eine Klage zwischen diesen beiden Gemahlinnen des Grafen entstanden, sondern jede hat ihren Herrn in Innig- und Freundlichkeit allezeit lieb und wert gehabt. Die Sarazenin war mit hoher Schönheit geschmückt aber es blieben ihr Kinder versagt; um so mehr liebte sie die Kinder der deutschen Gräfin und trug für deren Wohlergehen die fleißigste Sorge. Sie war ein Muster aller Frömmigkeit, aller Würde, aller Demut, aller Holdseligkeit und Freundlichkeit. In ziemlich hohen Jahren starb sie und wurde im St. Petristift zu Erfurt feierlich beigesetzt. Zwei Monate nach ihr schied auch die deutsche Gräfin, welche ihrem Gemahl noch drei Kinder geschenkt hatte, aus dem irdischen Leben, und wurde ihrer vorangegangenen schvesterlichen Freundin zugesellt.

Der Graf selbst verschied im sechzigsten Lebensjahre, und seine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, ließen ihn zwischen die beiden Frauen bestatten, auch für alle drei einen herrlichen Grabstein künstlich herrichten, darauf ihre Bildnisse zu ersehen sind; denn derselbe Stein ist vom St. Petriberge herabgebracht und im Dome zu Erfurt aufgerichtet worden, ein redender Sagenzeuge für alle kommenden Jahrhunderte. — Das Grafengeschlecht ist erst 1631 ausgestorben.

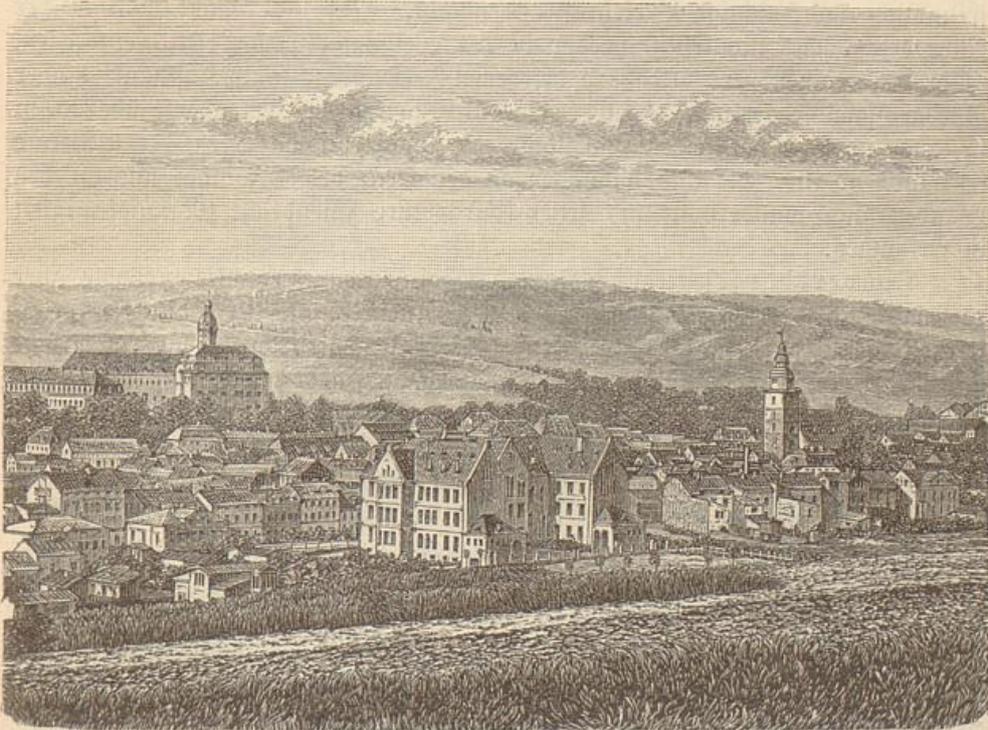
Über die Hainleite nach Sondershausen. Die Nordgrenze der thüringer Ebene bildet ein Höhenzug, der, vom Eichsfelde ausgehend, unter verschiedenen Namen, die wir beim Panorama vom Inselberg genannt haben, bis zu den Uferbergen der Saale fortsetzt. Das Becken zwischen diesem Höhenzuge und dem Thüringer Walde mag einst ein mächtiger See gewesen sein, aus dem nur Höhen wie der Ettersberg hervorragten, und der seine Wellen lange Zeit vergeblich gegen den nördlichen Wall warf, ehe es ihm gelang, denselben zu durchbrechen. Die Stelle, wo dies geschah, wird die Pforte Thüringens genannt, eine Pforte, durch die jetzt die Unstrut, nachdem sie sich kurz vorher mit der Wipper vereinigt hat, in behaglichen Krümmungen dahinfließt. Der durchbrochene Bergzug heißt auf der Nordseite Hainleite und zieht sich mit schöner Bewaldung bis in die Nähe von Sondershausen. Das südliche Bruchstück heißt Schmücke und ist völlig entwaldet, verschwindet aber in seinem weiteren Verlaufe vor der schön bewaldeten Finne, die der Schmücke parallel läuft.

Die Sachsenburg. Am Fuß der Hainleite, also am linken Unstrutufer, liegt das Dorf Sachsenburg, dessen Bewohner früher Pächtmänner geheißen und die Verpflichtung gehabt haben sollen, den wichtigen Paß zu schützen. Ob die beiden Burgen, die über dem Dorfe auf der Hainleite stehen, demselben Zwecke gedient haben, läßt sich bezweifeln. Wenigstens wird berichtet, daß Rudolf von Habsburg sie als Raubburgen zerstört habe. Allerdings lagen sie zur Raubritterschaft an der Straße von Erfurt nach Magdeburg sehr gelegen.

Doch wir wollen uns auf die Geschichte der dortigen Burgen nicht einlassen, sie ist dunkel und wenig ergiebig. Ein Blick in die Sagenzeit wird erquicklicher, vielleicht auch förderlicher sein. Denn es handelt sich dabei keineswegs um pure Phantasiegebilde, sondern um Schlüsse, die aus Namen und aus geschichtlichen Verhältnissen gezogen sind. Ich hole weit aus und gewinne dadurch die Gelegenheit, die so schön gelegene und geschichtlich so interessante Burg Scheidungen zu erwähnen, an der meine Darstellung sonst vorbeigestreift sein würde.

Als der Frankenkönig Theoderich im Bunde mit den Sachsen den König Hermansfried von Thüringen aus dem Felde geschlagen und in Burg Scheidungen eingeschlossen hatte, verständigten sich heimlich die beiden Könige, — denn auch Theoderich hatte wenig Gefallen an den wilden freien Sachsen — daß sie gemeinschaftlich über die Sachsen herfallen wollten; Hermansfried war dann bereit, sich dem Frankenkönige zu unterwerfen. In der Ruhe und Friedenshoffnung, die dieser Verständigung folgte, ging ein Thüringer mit seinem Falken aus der Burg hinab an die Unstrut, um Reiher zu jagen. Da flog ihm der Falke über den Fluß und ließ sich von einem Sachsen fangen. Der Thüringer liebte den Vogel sehr und bat den Sachsen inständig, aber der blieb taub gegen jede Bitte. Da sagte der Thüringer, er wisse einen Plan, der dem Sachsen und allen seinen Brüdern das Leben kosten werde; gegen den Vogel sei er bereit, den Plan zu verraten. Man wurde handelseins, der Thüringer ging mit seinem Falken in die Burg, der Sachse mit seiner Kunde ins Lager. Dort beriet man alsbald, was zu thun sei. Manche dachten sich dem verräterischen Plane durch die Flucht zu entziehen. Da erhob sich der alte Hathagat, den man den Vater nannte, und erklärte, so alt er sei, fliehen hätte er bei den Sachsen nicht gelernt. Man solle ihm folgen, in der Nacht die Stadt angreifen, die im Vertrauen auf den

verrätherischen Plan unvorbereitet sein würde, und man werde sich durch Sieg retten. Und so geschah's; die Sachsen eroberten Scheidungen, Theoderich aber lobte ihre Tapferkeit und teilte das eroberte Thüringen mit ihnen. Die Unstrut sollte die Grenze sein. Was nördlich von ihr gelegen, sollte den Sachsen gehören, was südlich, den Franken. Nur den Besitz der Salzquellen auf dem linken Ufer behielten sich die Franken vor und bauten dort bald darauf die Feste Frankenhäusen. Die Sachsen aber, um ihre Grenze zu sichern, bauten auf der Hainleite die Sachsenburg, weiter oberhalb an der Wipper Sondershausen.



Sondershausen vom Pöfenturm gesehen.

Nun sind aber das, was man die Sachsenburg nennt, zwei vollständig getrennte Burgen, von denen die eine oben auf dem Gipfel, die andre gleich an dem ersten steilen Abhang des Berges über der Unstrut liegt. Diese letztere hat den besondern Namen Hagfenburg und hat dem wackern Hathagat gehört, von welchem das Geschlecht derer von Hagke sich abzustammen rühmt.

Die Aussicht ist schön, von der Hagfenburg hinab in den Vordergrund, wo die Unstrut sich gar wundersam durch Wiesengrün und Weidengebüsch windet, von der oberen Burg, der noch ein ziemlich hoher Turm erhalten geblieben ist, rings in die Ferne. Lockend winkt da von Süden und Südwesten der Thüringer Wald herüber und weckt die Gebirgssehnsucht im Herzen des Beschauers besonders durch den Inselberg, der auch in dieser Entfernung seine eigentümliche Schönheit schon erkennen läßt. Aber der erregten Sehnsucht zum Troß wenden wir uns nach der andern Seite und gehen auf dem Kamm der Hainleite durch schönen Wald nach dem weimarischen Flecken Oldisleben hinüber, der früher

ein Kloster war, jetzt aber durch seinen Vergnügungsort „Vorn Holze“ den Sammelpunkt für die fröhlichen Gesellschaftskreise der Umgegend bildet. Die Aussicht, die von hier über das Wipperthal sich bis in die Goldene Aue erstreckt, umfaßt zahlreiche blühende Dörfer auf fettgrünem Grunde und erweckt die Vorstellung der Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit.

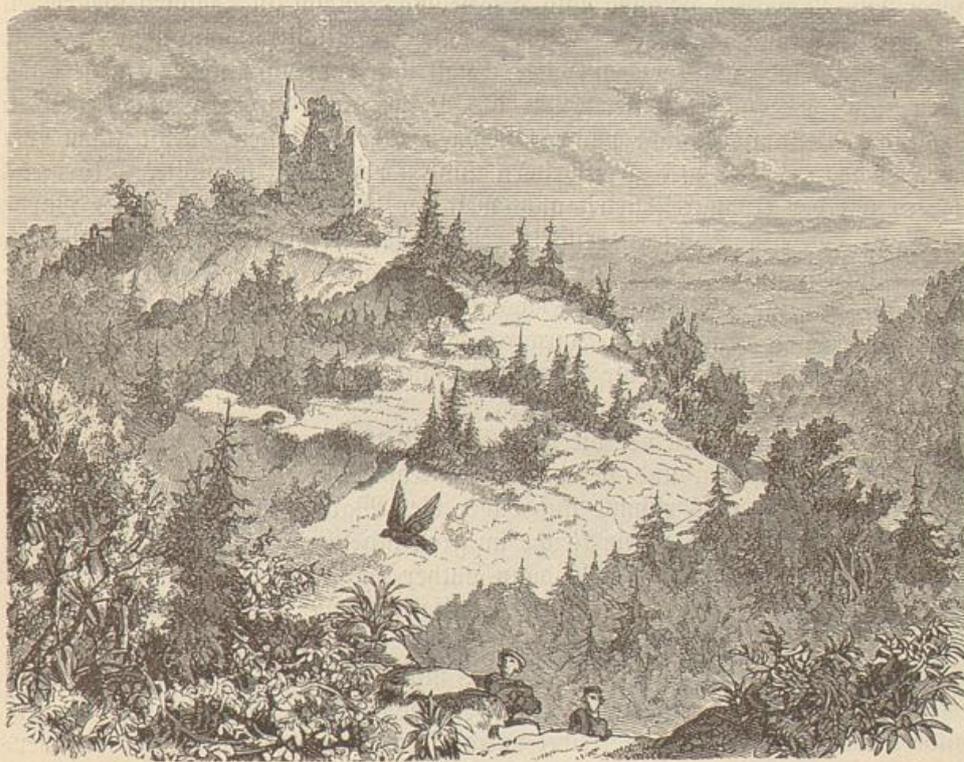
Von Oldisleben zieht sich die Hainleite in ziemlich gerader nordöstlicher Richtung bis Sondershausen. Gleich oberhalb Frankenhäuser, wohin wir schon einmal mit Thomas Münzer gezogen sind, hat sich die Frankenhäuser Wipper zwischen Hainleite und Kyffhäusergebirge ihr Thal gebildet, das eine zugleich freundliche und wichtige Verkehrsstraße abgibt. Auf ihr kommt man in der Nähe des Dorfes Kottleben an der in der Weihnachtswoche 1865 entdeckten, unter den Ruinen der Falkenburg belegenen Falkenhöhle (auch Kyffhäuser- oder Barbarossahöhle genannt) vorüber, einer 300 m langen, stellenweise über 30 m breiten und 3—7 m hohen Gipsöhle mit unterirdischen Seen, deren Besuch sehr lohnend ist. Die Gipsbildungen an der Decke des Gewölbes und an den Wänden sind wundervoll und setzen durch ihre unendliche Mannigfaltigkeit in Erstaunen.

Sondershausen liegt am Fuße der Hainleite im freundlichen Thale, aber es verrät sich weithin durch den auf dem höchsten Punkte der Hainleite errichteten Possenturm. Die nördliche Seite des Thales wird durch eine Hügelreihe gebildet, die man wohl mit dem Gesamtamen die Hardt oder Harth bezeichnet, und welche die Wasserscheide zwischen Wipper und Helme bildet. Die Abhänge rechts wie links sind wohl bebaut und Gärten und öffentliche Anlagen ziehen sich rings um die Stadt. Man kann sie mit Arnstadt vergleichen, nur ist die Lage Sondershausens noch offener, freundlicher, und die Stadt selbst hat die Vorzüge der Residenz. Von diesen Vorzügen kleiner Residenzen haben wir oben ausführlicher gesprochen; darum mag es hier genügen, einen eigentümlichen Vorzug hervorzuheben; der an Sommersonntagen aus weiter Umgegend zahlreiche Besucher nach Sondershausen zieht. Ich meine die Lohkonzerte.

Wenn man von dem hochgelegenen Residenzschloß in westlicher Richtung niedersteigt, kommt man durch das Lohholz, einen üppigen Buchen- und Eichenwald, der jetzt in den zum Schlosse gehörigen Park mit hineingezogen ist. In diesem Holze befindet sich, von einem Arme der Wipper umgeben, das Loh, ein wunderschöner Platz, der dem Vergnügen gewidmet ist und den am Ende des vorigen Jahrhunderts Fürst Günther Friedrich Karl I. nicht bloß seinen Sondershäusern, sondern auch weiteren Kreisen öffnete und anziehend machte durch die Konzerte, welche er an den Sommersonntagen nachmittags und abends von seiner ausgezeichneten Kapelle geben ließ. Und diese Einrichtung ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Eine ausgezeichnete Kapelle ist am Hofe traditionell geworden, und die musikliebenden Thüringer genießen das unentgeltlich dargebotene Vergnügen mit fröhlich dankbarem Herzen. Selten hat ein von oben her angeordnetes Vergnügen, oder darf ich sagen Fest, eine solche Dauer und ein solches Gedeihen gehabt; man sieht, die Sondershäuser Fürsten haben mit ihrer Anordnung ins Schwarze, d. h. ins Herz des Thüringers getroffen.

Der Kyffhäuser und die Goldene Aue. Was ich zu Anfang dieses Kapitels von der Punktualität der Ebene gesagt habe, wird durch nichts mehr bestätigt als durch den Kyffhäuser, den großen Sagenherd der Goldenen Aue. Daß er das ist und sein muß: man fühlt es, wenn man ihn in stiller Hoheit aufragen sieht aus der öden Fruchtbarkeit der Feldflächen.

Wie Baum und Busch in der Ebene längst gerodet und verschwunden sind und die Vögel des Himmels sie verlassen haben, um im Wald und Gebüsch des Gebirges Schutz und Heimat zu suchen, so ist auch die Poesie auf den Kyffhäuser gezogen und hat ihn berühmt gemacht, wie kein anderer Berg Deutschlands durch die Sage berühmt geworden ist.



Der Kyffhäuser.

Freilich, daran scheint auch die Geschichte ihren Anteil gehabt zu haben; aber auch diese geschichtlichen Momente gehören der Ebene an und sind von dem Sagenherde angezogen worden. Die Gegend am Kyffhäuser scheint seit den sächsischen Kaisern königliches Eigentum gewesen zu sein. In Tilleda, das unmittelbar am Fuße des Kyffhäusers gelegen ist, war ein Königshof, in welchem nachweislich Otto II., Otto III., Konrad II., Heinrich III. und Friedrich Barbarossa zeitweise gewohnt haben.

Im Jahre 1194 endlich hatte Heinrich VI. hier die berühmte Zusammenkunft mit Heinrich dem Löwen, in welcher eine, wenn auch kurz währende, Versöhnung zwischen dem welfischen und dem hohenstaufischen Hause zustande kam.

Die Burg Kyffhausen scheint zum Schutze dieses Königshofes erbaut worden zu sein. In welcher Zeit, mag dahingestellt sein. Vielleicht haben diejenigen

recht, welche sie erst nach der Schlacht am Welfesholz vom Pfalzgrafen Friedrich von Bottendorf, dem Stieffohn Ludwigs des Springers (vergleiche oben), erbaut werden lassen. Wenigstens wird bei Gelegenheit der Sachsenkriege Heinrichs IV. unter den Bergfesten des Königs, über welche die Sachsen sich beschwerten, die Burg Kyffhausen noch nicht genannt. Freilich ist mit der Nachricht des Goseder Mönches, daß Pfalzgraf Friedrich (etwa im Jahre 1116), „gestützt auf den königlichen Beistand, sich des Kyffhäuserberges bemächtigt, ihn mit Besatzung versehen und die tapfersten Männer geheißt habe, darauf zu bauen“, noch keineswegs gesagt, daß nicht schon früher eine Burg dort oben gestanden habe. Pfalzgraf Friedrich stand als Freund des Kaisers, nachdem Hoyer von Mansfeld gefallen und des Königs Macht in Sachsen gebrochen war, schutzlos und allein. Er bedurfte einer möglichst unangreifbaren Feste zum Schutze seiner umliegenden Güter. Daß ihm der Kyffhäuser dazu geeignet schien, kann wegen der steilen Höhe des Berges und wegen der anliegenden königlichen Besitzungen nicht wunder nehmen; am wenigsten, wenn schon eine Burg da war, die er nur zu erweitern und zu verstärken brauchte. Ubrigens war es mit der Unangreifbarkeit nicht weit her, schon im Jahre 1118 wurde die Burg von den Sachsen zerstört. Aber der ruhmreiche Kaiser Friedrich Barbarossa hat sie, wie es scheint, in den ersten Jahren seiner Regierung wieder aufgebaut, und unter Rudolf von Habsburg erscheint ein Graf von Reichlingen unter dem Titel: Kaiserlicher Burggraf von Kyffhausen. Später kam nach mannigfachem Besitzwechsel die Burg erst pfandweis, im Jahre 1407 aber als Lehen an die Grafen von Schwarzburg.

Das ist die Zeit, in der die Burg ihre Bedeutung bereits verloren hatte. Man ließ sie verfallen und stellte nur die Kapelle wieder her, die sich eines wunderthätigen Kreuzes rühmte und daher viele Wallfahrer anzog. Es geschah eben hier im kleinen, was dem Reiche im großen geschah: die Kirche wuchs über die weltliche Macht hinaus. Als dann Luther die Macht der römischen Kirche in Deutschland brach, verfiel auch die Wallfahrtskirche, die Raben zogen vom Kyffhäuser fort.

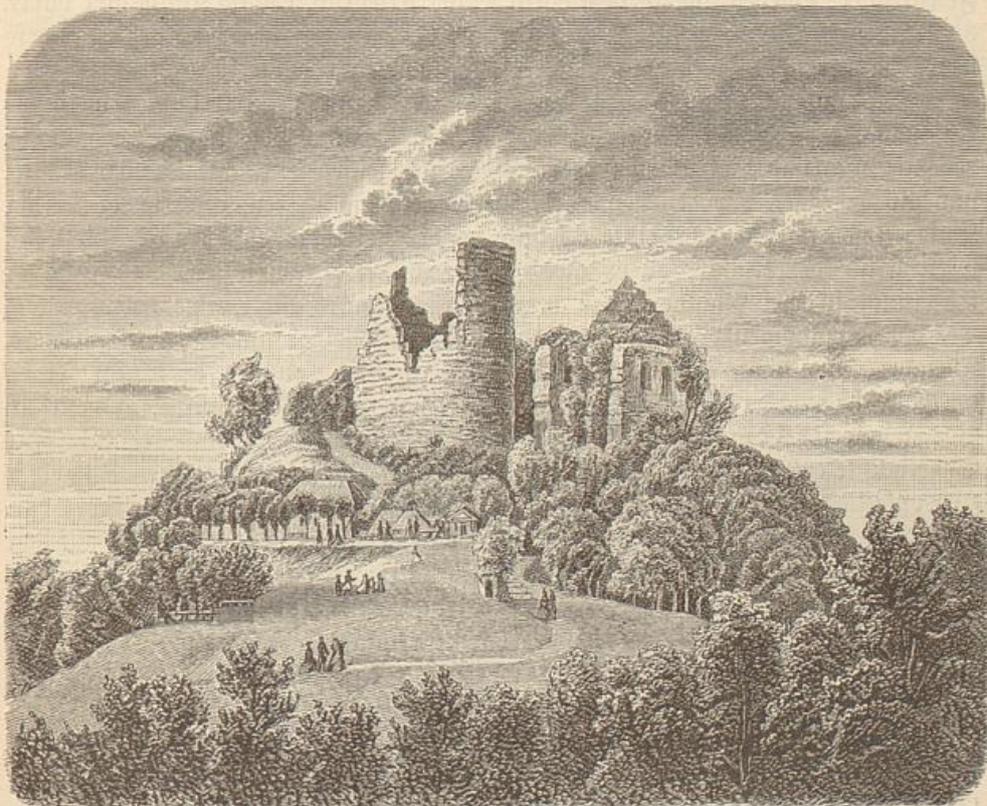
Sehen wir nun, wie sich die Sage mit dem, was die Geschichte überlieferte, verbunden hat. Sie erzählt uns, Kaiser Friedrich sei gar nicht gestorben, sondern weil ihm die Welt verleidet wurde, sei er in den Kyffhäuserberg verschwunden. Da sitzt er nun, die Stirn in die Hand geneigt, und er nickt mit dem Kopfe und es zwinkern die Augen. Sein Bart wächst um den Tisch herum, zweimal hat er ihn schon umrankt, und wird die dritte Windung voll, wird der Kaiser erwachen: dann wird er hervortreten und seinen Schild an einen dürren Baum hängen, welcher darob wieder grünen wird zum Zeichen, daß eine bessere Zeit angebrochen ist.

Aber auch wachend und wandelnd hat Friedrich sich sehen lassen. Ein Schäfer hatte ein Lied gepfiffen oder auf der Schalmei geblasen, da tauchte aus dem Gebüsch ein ehrwürdig Haupt vor ihm auf. „Wem zu Ehren hast du das Lied gespielt?“ fragte es. „Das habe ich Kaiser Friedrich zu Ehren gespielt“, antwortete der Schäfer.

Und der Greis mit dem ehrwürdigen Haupte führte den Schäfer in den Berg hinab in eine hohe Halle; darin standen gewappnete Ritter, die neigten sich vor dem Greise, also daß der Schäfer in ihm den Kaiser erkannte. Der aber

brach von einem goldenen Handsaß einen Fuß ab und schenkte ihn dem Schäfer zum Lohne. Ein anderer Schäfer wurde von einem Zwerge in die tiefe Halle geführt; den fragte der Kaiser, ob die Raben noch um den Berg flögen, und als der Schäfer es bejahte, sprach der Kaiser trübe: „So muß ich aber (wieder) schlafen hundert Jahre.“

Das ist der Grundstock der Sage. Wie der noch reich und schön umrankt ist von andern Sagen und Märchen, kann man am vollständigsten bei L. Beckstein nachlesen. Uns genüge es, diesen Grundstock selbst leichthin zu betrachten.



Die Rotenburg.

Daß wir wieder eine Bergentrückung vor uns haben, wie beim Hörselberge, liegt auf der Hand. Ob dabei an eine bestimmte Gottheit gedacht ist, ich möchte es bezweifeln. Wenn J. Grimm durch den feuerfarbenen Bart an Thor erinnert wird, so scheint es näher zu liegen, daß man diesen Bart kurzweg von dem Beinamen des Kaisers herleite. Vom Göttermythos ist wohl nur die Form der Bergentrückung entlehnt, die einer gewissen heidnischen Messiashoffnung entspricht. Der heilbringende Gott ist verschwunden, aber er wird einst wiederkommen. Ist es nicht natürlich, daß diese Vorstellung mit erhöhter Energie wiederkehrte, als christliche Priester mit Hilfe der weltlichen Macht dem unüberzeugten Volke seine alten Götter nahmen?

Sie waren verdrängt, entrückt, nur an verborgenen, geheim gehaltenen Plätzen wagte man sich ihnen zu nahen; aber man hoffte auf ihre Wiederkehr, bis die alten Götter zu Geistesfesseln, Wodan zum wilden Jäger, Frau Holle zur Frau

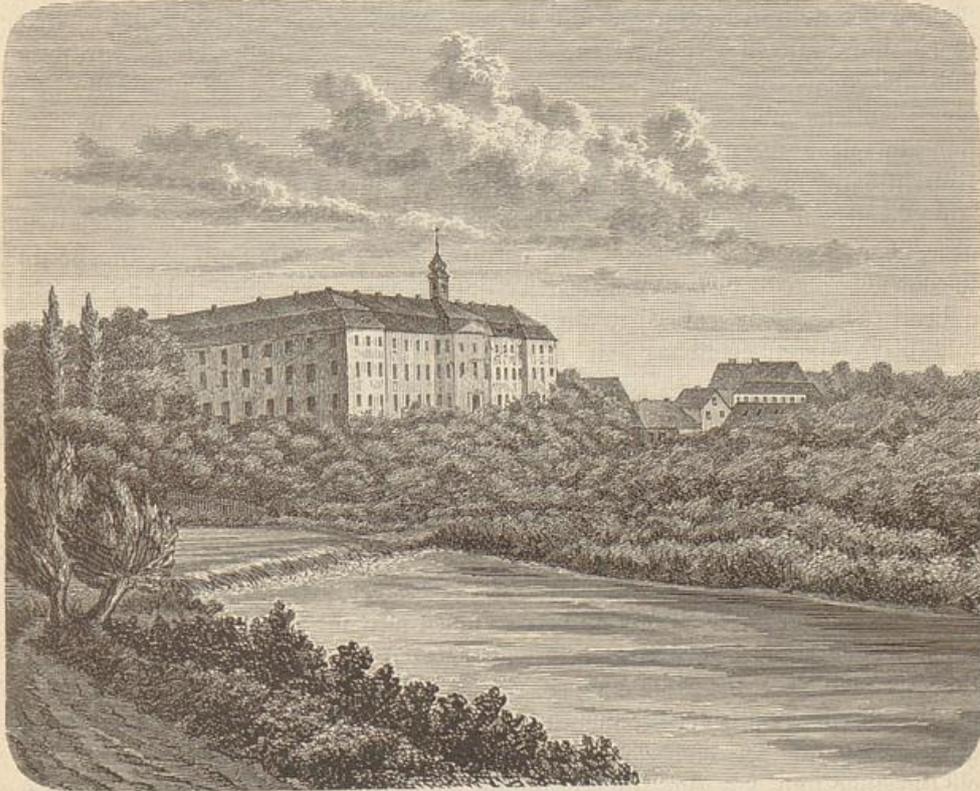
Venus geworden waren. Und als nun das deutsche Kaisertum von der römischen Kirche zersezt und untergraben, als das Hochgefühl des deutschen Volkes herabgedrückt war, als seine Hoffnung auf Befreiung des Heiligen Landes — denn darauf war damals der Gedanke der Welterlösung gerichtet — von der Erkenntnis geknickt war, daß das Papsttum auch damit nur Welt Herrschaft erstrebe: da senkte sich der nunmehr gesicherte christliche Gemütsinhalt des Volkes wieder in die alte heidnische Form der Entrückung hinein. Die Helden, die für des Reiches Größe und für des Heiligen Landes Erlösung gestritten hatten, Friedrich I. und Friedrich II., wurden ihm zu dem einen Kaiser Friedrich, der im Kyffhäuser harrt, bis seine Zeit gekommen ist. Waren sie doch beide in der Ferne gestorben, und so lebten sie dem Volke noch; denn das, wofür sie gelebt, konnte ja nicht untergehen.

Wie nachhaltig unsre Sage auf das Volksgemüt gewirkt hat, beweist die Thatsache, daß noch in Luthers Todesjahre ein Mann von sich reden machte, der in Busch und Getrümmern des Kyffhäusers seinen Sitz aufgeschlagen hatte und auf Befragen vor den Leuten, die herbeigeströmt waren, erklärte, er sei der Kaiser Friedrich und werde die ersuchte bessere Zeit bringen. Und er hielt sich wirklich für den Kaiser, ob er gleich in verwilderter Dürftigkeit dasaß; ja er fand auch so viel Glauben, daß man es für geraten hielt, ihn einzusperrern. Die Nachforschungen ergaben bald, daß er ein Schneider aus Langensalza war. Danach konnte man ihm die Freiheit wiedergeben, von der er hinfort einen durchaus harmlosen Gebrauch machte. Wie man hat sagen können, aus diesem Vorgange erst sei die Sage vom Kaiser Friedrich entstanden, ist unbegreiflich. Die Sage mußte erst da, mußte lebendig und wirksam sein, um dem armen Schneider zu Kopfe steigen zu können. Ubrigens ist die Sage auch viel früher nachweisbar.

Die Kaiserpfalz in Tilleda, die von Friedrich I. erbaute Burg auf der Höhe des Berges und die Wallfahrtskirche mit ihrer Priesterschaft scheinen mir an Ort und Stelle die historischen Momente zu sein, welche die Sage veranlaßt haben.

Kehren wir nun zur Gegenwart und Wirklichkeit zurück, um uns, ehe wir den Berg verlassen, an der Aussicht zu erfreuen. Es ist die Aussicht in die Goldene Aue und über dieselbe hinaus. Die Goldene Aue ist das Thal der Helme, die im großen Bogen um die Nord- und Ostseite des Kyffhäusergebirges herumfließt, bis sie eine Stunde unterhalb Arterns bei Kalbsrieth sich in die Anstrut ergießt. Da liegen denn im grünen Fruchtgebilde die Dörfer zahlreich verstreut; im Norden bildet der Harz den Hintergrund, und vom Osten her schauen Sangerhausen, Allstädt, Artern über die Aue herüber. Allstädt, das einst auch eine Pfalz hatte wie Tilleda, winkt besonders lockend mit seinem hochgelegenen Schlosse, das dem Großherzog von Weimar gehört und auch jährlich zur Jagdzeit von ihm besucht wird. Nach Westen, also nach Nordhausen und Sondershausen, ist der Blick durch das Gebirge verstellt; man mag ihn aber von der Rotenburg zu gewinnen suchen, der Schwesterburg des Kyffhäusers, die auf einem nördlichen Vorsprunge des Gebirges liegt. Auch sie ist Ruine, aber eine viel besuchte, heiter belebte. In und an den Trümmern hatte seit dem Jahre 1839 ein Mann sich eine Sommerheimat, den Besuchern einen Rastort geschaffen, von dem aus sie mit vollem Behagen sowohl die Aussicht auf Harz und Aue, als auch die näher liegende auf den wunderschönen Waldabhang, welcher der Burg westlich gegenüberliegt, genießen können. Beyer hieß dieser Schöpfer des Vergnügungsortes, man nannte ihn aber den „Einsiedler auf der Rotenburg“; und

in der That, seine grottenartige Einrichtung, sein langes Haar, sein langer Vollbart machten dem Namen alle Ehre. Aber keiner halte ihn für einen Figuranten in der selbstgeschaffenen Szene. Seine Wald- und Bergeinsamkeit hatte ihn innerlich ergriffen, er war zum Dichter geworden. Und wer mit ihm in die Mondnacht hinein vor seiner Klause gesessen hat, der schätzt die Poesie in diesem reichen reinen Gemüthe. Nun ist er längst tot, aber noch lange wird sich in Thüringen die Erinnerung erhalten an den Einsiedler auf der Rotenburg. Dieser einfache Mann ist in der That eine charakteristische und historisch gewordene Gestalt Thüringens.



Kloster Rosleben.

Gewisse Gelehrte freilich pflegen ihn unbeachtet zu lassen und ihre Aufmerksamkeit dem — Püsterich zu widmen. Das war eine plumpe, erzgeformte Menschengestalt, die man auf der Rotenburg vorgefunden hatte. Es sollte gar wunderbare Eigenschaften haben; man hielt es für ein Götzenbild aus heidnischer oder wendischer Zeit und schaffte es nach Sondershausen, wo es, irre ich nicht, noch heute im Schlosse aufbewahrt wird. Endlich fiel ein Lichtstrahl in diesen Nebel, in dem man altertümelnd umhertappte, und man erkannte das Ding als einen Ofen. Saul suchte die Eselinnen und fand eine Krone; hier war es umgekehrt.

Die Rotenburg, die geschichtlich nie mit der Burg Kyffhausen zusammengehangen hat, ist auch von der Kyffhäusersage unberührt geblieben. Aber einen Ort gibt es noch auf dem Gebirge, auf den die Sage wenigstens einen Tropfen hinübergespriht hat. Es ist das Ratzfeld, eine gerodete Fläche an der Erfurt-Nordhäuser Straße zwischen Frankenhausen und der Rotenburg gelegen.

Gegenüber liegt ein Wirtshaus an der Straße und hinter diesem im Walde ein Jagdschloß, das, wie das ganze Gebirge, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt gehört. Auf diesem Felde nämlich wird der Sage nach der dürre Baum stehen, an welchen Kaiser Friedrich einst seinen Schild hängt.

Der Name „Goldene Aue“ umfaßt ursprünglich nur den Helmegau, den wir vom Kyffhäuser und von der Rotenburg aus überblickt haben. Aber wo die Aue der Helme aufhört, öffnet sich die Aue der Unstrut, deren Wiesengründe ebenso wie an der Helme das Nied genannt werden. Bei der Ähnlichkeit der beiden Thäler hat es nicht ausbleiben können, daß auch die Unstrutaua sich den Namen der goldenen beigelegt und so den Begriff dieser erweitert hat. Beide Auen sind einst ein See gewesen, bis die Unstrut den Gebirgswall durchbrach und sich einen Abfluß schaffte nach der Saale hin. Diese Durchbruchstelle heißt die Steinklewe oder -klebe (denn die Thüringer unterscheiden b und w ebensowenig wie h und p) und ist also die Grenze des Unstrutrieds. Diese Stelle des Unstrutthales gehörte einst zu den liebsten Jagdgründen der sächsischen Kaiser. In Memleben, am Fuße des plateauartigen Orlasberges und der Steinklewe gegenüber, hatten sie ihren Hof, und Heinrich I. sowohl wie Otto der Große sind in Memleben gestorben. Begraben freilich ist der erstere in Quedlinburg, der andre in Magdeburg; aber das Herz Heinrichs, in eine goldene Kapsel geborgen, soll in Memleben geblieben sein. Otto II. ehrte das Andenken Beider dadurch, daß er im Todesjahre des ersteren in Memleben ein Kloster stiftete, von dem noch heute die schöne Kirchenruine und die vollständig erhaltene Krypta zu bewundern ist. Das Klostergut gehört jetzt der Landesschule Pforta.

Wenig oberhalb schaut die alte Feste Wendelstein von steilem Felsen ins Thal. Sie ist im Dreißigjährigen Kriege zerstört, aber zum Teil wieder bewohnbar gemacht und auch wirklich bewohnt. Besitzer des Schlosses wie des dazu gehörigen großen Landgutes ist seit 1815 der preussische Staat.

Wieder eine halbe Stunde aufwärts finden wir die Klosterschule Rosleben, einen großen schloßartigen Bau, dem man es nicht ansieht, daß er der still innerlichen Arbeit des Unterrichts und der Erziehung gewidmet ist. An seiner Stelle stand einst ein Augustiner-Nonnenkloster; als dies infolge der Reformation einging, erbat sich der bisherige Schirmvogt desselben, Heinrich von Wipleben, die Gebäude und das Gut zur Errichtung einer gelehrten Schule. Die sächsische Regierung willigte ein und verordnete, daß fortan für die Schule, wie ehemals für das Kloster, stets ein Wipleben Erbadministrator sein sollte.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen der Familie von Werthern und der kleinen Klosterschule Donndorf, die etwa ein Stündchen flußaufwärts auf dem Abhange der Finne malerisch am Walde liegt. Hier erhielt Leopold Ranke seine Vorbildung für Schulpforta. Schon in Donndorf hinterließ derselbe bei seinem Abgange eine Arbeit über das Geschichtsstudium. Sein Geburtsort ist das Rosleben gegenüber am Fuße der Finne gelegene Städtchen Wiehe.

Ich enthalte mich fernerer Aufzählung, sie gibt eine Reihe, aber kein Bild. Versichern kann ich, daß die Einwohner der Goldenen Aue nicht stolzer auf ihre Heimat sind als die der Unstrutaua. Wenn Botho von Stolberg nach seiner Heimkehr aus dem Morgenlande gesagt hat: „Ich lasse jedem das Gelobte Land, ich lobe mir die Goldene Aue“, so ist das die Tonart, in der auch der Thüringer der Unstrutaua von seiner Landschaft redet.